

Alain Claude Sulzer: „Szenenwechsel“

Der Ruhm von gestern und der Nachhall in der Gegenwart

Von Michael Schmitt

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 10.11.2026

Wie schnell kühlt eine Leiche nach einem Unglücksfall aus? Wie schnell verlöscht der Ruhm von gestern? Alain Claude Sulzer erzählt von einem „Szenenwechsel“ auf den Brettern, die angeblich die Welt bedeuten.

Eine Götterdämmerung? Mit Betonung auf „Dämmerung“? Alain Claude Sulzer erzählt vom Tod eines ehemals bedeutenden Theatermachers und davon, was denen geblieben ist, die dessen große Zeit miterlebt und mitgeprägt haben: Ein Sohn, zu dem er keine Beziehung hatte. Künstler, die er gefördert oder fallen gelassen hat. Menschen, die im Publikum saßen und nie in den Feuilletons erwähnt wurden.

Alain Claude Sulzer

Szenenwechsel

Galiani Verlag

256 Seiten

24,00 Euro

Jahrzehnte zuvor waren sie jung und Kultur und Theater galten etwas. Wer alt genug ist, wird vielleicht an Großmeister wie Dieter Dorn, Claus Peymann oder Peter Zadek denken. Tempi passati, sagt Sulzers Buch dazu, denn die zentrale Figur, Simon Muthesius, stürzt gleich zu Beginn der Geschichte von einer Leiter und ist tot, zwanzig Jahre nach dem plötzlichen Ende seiner Karriere. Kaum jemand hatte noch Kontakt zu ihm, ausgenommen Herbert, ein Freund aus frühen Jahren, der in den USA als Spielfilmregisseur Erfolge gefeiert hat:

„Sie hatten regelmäßig, aber nicht oft miteinander telefoniert, zwischen ihren Gesprächen lagen meist Monate; kurz bevor der eine ganz verstummte, regte sich der andere; verträumte, müde Bären in ihren Höhlen, die sich schüttelten, bevor sie wieder einschliefen.“

„Szenenwechsel“ vernetzt die Erinnerungen all derer, die sich auf den Weg machen, um bei der Verabschiedung dabei zu sein und variiert Motive, die Alain Claude Sulzer auch schon in früheren Büchern beschäftigt haben: Das Leben mit und für die Kunst, das Altern, Homosexualität. Der Roman erzählt zunächst einmal vom allmählichen Verschwinden einer Gruppe von Menschen, die sich einst an sich selbst berauschen durften und jahrzehntelang

wenig mehr als nur sich selbst gesehen haben. Darin stecken viel Ironie und genaue Beobachtung, das allein ergäbe aber kaum mehr als eine elegante Variation bekannter Topoi.

Sehr viel mehr beeindruckt die Empathie, mit der dieser Roman davon erzählt, wie schmerzhaft es sein kann, gleichzeitig den körperlichen Verfall und den Verlust an Resonanz in der Öffentlichkeit auszuhalten –„Szenenwechsel“ handelt so im Innersten von allem, womit eine alternde Gesellschaft umgehen muss, nicht nur auf der Bühne. So erlebt es jedenfalls Frau Liebl, die lange schon verrentete gute Seele von Muthesius‘ früherem Intendantenbüro:

„Dorothee Liebl hatte nie aufgehört, das Geschehen aufgrund der Zeitungsberichte aus der Ferne zu verfolgen. Doch selbst die Feuilletons maßen dem Theater – ob in Berlin, München, Hamburg oder dem zur Provinz reduzierten übrigen Land – nicht mehr die gleiche Bedeutung bei wie früher, die Kritiken waren seltener und kürzer geworden. […] Es war, als würde es dunkel, bevor sich der Vorhang für immer über die Vergangenheit senkte, nicht nur für sie.“

„Szenenwechsel“ entfaltet einen erheblichen Sog, wenn zumeist redegewandte kunstsinnige Protagonisten sich selbst flüssig darstellen können. Darin steckt aber auch eine Beschränkung des Romans, denn andere Figuren bleiben demgegenüber etwas skizzenhaft – Danuta etwa, die Haushaltshilfe von Muthesius, die an seinem unglücklichen Ableben nicht unbeteiligt ist. Ihr Alltag war mutmaßlich ständige Pflichterfüllung, dienende Präsenz im Schatten – das genaue Gegenteil jener Leere auf der Bühne, die der Theatermacher immer wieder momentweise mit seinen Ideen füllen wollte:

„Ich begann zu begreifen, dass es mir nie um Bestand gegangen war, sondern um Leere, kurzfristig gefüllte Leere. Leere, die wieder zu Leere wurde – wie ein Menschenleben. Leere auf einem Blatt Papier lässt sich füllen, aber nicht leeren. Außer man löscht aus, was man geschrieben hat. Wir haben auf dem Theater nichts ausgelöscht. Es war nur einfach nicht mehr da, sobald wir die Bühne verlassen hatten.“

In diesen Sätzen von Muthesius, einem Nekrolog auf sich selbst, steckt ein bisschen Larmoyanz, vor allem jedoch Selbstüberhöhung. Aber es sind nicht die letzten Worte des Romans – die gehören Samuel Becketts absurdem Theater und zwei Schauspielerinnen, die zu Lebzeiten des großen Intendanten um dessen Gunst rivalisiert haben, die nun aber gemeinsam bei der Gedenkveranstaltung nur einige wenige Minuten auf der Bühne brauchen, um ein rituelles Hochamt der Kultur in allgemeinem Gelächter ausklingen zu lassen.